

Psychologisch verantworteter Glaube

Ein reflektiertes und spirituell fruchtbares Glaubensverständnis ist ohne Zusammenarbeit zwischen Theologie und Psychologie nicht mehr zu formulieren. Doch welche Art von Psychologie kann als seriöser Gesprächspartner gelten? Es scheint, daß das dringend nötige Zusammenwirken nicht nur durch theologische Berührungsgänge gegenüber der Psychologie, sondern mindestens ebenso stark durch vorschnelle Synthesen mit „schlechter“, wissenschaftlich fragwürdiger Psychologie gefährdet wird.

Ein neueres Beispiel dafür stellt die Arbeit mit dem „Enneagramm“ dar, die sich in den letzten Jahren in spirituellen Kreisen der USA und Deutschlands verbreitet hat. Hier versuchen seit den 70er Jahren verschiedene Autoren, eine wohl schon seit Jahrhunderten mündlich überlieferte, also vorwissenschaftliche Anregung zu einem Raster von neun (griechisch: ennea) Persönlichkeitstypen weiterzuentwickeln und mit christlicher Spiritualität zu verbinden. Ihre Beschreibungen wollen den Benutzer auf seine hauptsächliche Fehlhaltung sowie auf Möglichkeiten einer Veränderung und „Umkehr“ aufmerksam machen.

Die Enneagramm-Anhänger sehen sicher richtig, daß geistliche Entwicklung psychologische Selbstwahrnehmung voraussetzt und daß diese auch eine zeitgemäße Auslegung traditioneller Kernbegriffe der Spiritualität erfordert. Ihnen ist auch zugute zu halten, daß Enneagramme in Einzelfällen wichtige Einsichten anregen können. Was jedoch an diesen Schöpfungen einer Laienpsychologie zweifeln läßt, ist die Tatsache, daß sie sich gegenseitig in manchem widersprechen und meinen, man könne eine Eigenschaft zum dominierenden Merkmal eines Persönlichkeitstyps erheben und diesem nicht nur bestimmte Schwächen und Abwehrmechanismen, sondern auch Symbole (Tiere, Nationen, Farben), biblische Gestalten und Lebensaufgaben zuordnen und bei all dem die Zahl der Typen gemäß Tradition und Zahlensymbolik auf neun festlegen. Die stark vereinfachenden, sich oft überschneidenden Charakterisierungen sind dazu angetan, das Interesse von differenzierteren, wissenschaftlich begründeten Kategorien der Selbsterkenntnis abzulenken und sich mit schematischen Selbstetikettierungen zufriedenzugeben. Dazu verleiten Enneagramme leicht, auch wenn ihre Autoren davor warnen.

Problematische Synthesen sind auch – neben ernsthaften Ansätzen – in der Religionspädagogik zu beobachten. So der Versuch mancher Symboldidaktiker, mit Berufung auf C. G. Jungs Archetypenlehre das emotionale Potential der angeblich „selbstmächtigen“ Symbole zu beschwören – und sich damit von einer Untersuchung der Sozialisationsbedingungen religiösen Symbolverstehens und Symbolerlebens zu dispensieren. Ähnlich entziehen sich manche Religionspäd-

agogen und Pastoralpsychologen einer Überprüfung ihrer Annahmen, wenn sie die Aussagen der Psychoanalyse rein „hermeneutisch“ verstehen und eine „geisteswissenschaftliche“, phänomenologische Psychologie betreiben wollen, die von einer Ermittlung konkreter Bedingungen des Erlebens abstrahiert. Genauso wenig orientieren sich jene an erfahrungswissenschaftlichen Maßstäben, die James W. Fowlers Stufentheorie der Glaubensentwicklung propagieren, die nur scheinbar empirisch geprüft ist und verschiedene Elemente so unvermittelt miteinander kombiniert, daß sie angesehene Religionspsychologen als „abstrus“ bezeichnet haben.

Auch die tiefenpsychologische Bibelauslegung, wie sie mehrere Theologen versucht haben, ist größtenteils ein Brückenschlag auf schwankendem psychologischem Grund. Oft haben ihre Vertreter die Bibelwissenschaftler und die Systematischen Theologen dadurch in eine kaum zu bewältigende Gesprächssituation gebracht, daß sie – ohne zwischen plausiblen und spekulativen Annahmen zu unterscheiden oder die Einwände und Ansätze anderer psychologischer Richtungen zu erwähnen – „die“ Tiefenpsychologie als gesicherte Erkenntnis und als praktisch einzige Grundlage für ein lebendiges Glaubensverständnis darstellten. Dabei würde kein wissenschaftlicher Psychologe bestätigen, daß etwa Vertrauen (Glaube) „der Aktivierung all der Bilder, die archetypisch in der Psyche des Menschen bereitliegen“, bedarf (Eugen Drewermann), weil diese Vorstellung von C. G. Jung keine wissenschaftsfähige, nachprüfbare Hypothese ist.

Die Beispiele ließen sich vermehren. Ein Grund für die Konjunktur von Verknüpfungen theologischer Themen mit problematischen psychologischen Auffassungen liegt sicher in einer verbreiteten antirationalen Aufgeschlossenheit für parawissenschaftliches Gedankengut. Hinzu kommt, daß sich die akademische Psychologie im deutschen Sprachraum zuwenig mit religiösen Themen befaßt, so daß kaum eine wissenschaftliche Religionspsychologie entstehen konnte und das Nachdenken über theologisch-psychologische Grenzfragen fast ganz von den tiefenpsychologischen Ansichten Sigmund Freuds und C. G. Jungs beherrscht wurde. Gewiß darf man diese nicht in Bausch und Bogen verwerfen. Was jedoch längst in Frage zu stellen wäre, ist ihre Monopolstellung, ihr Totalitätsanspruch. Es fällt auf, wie wenig hierzulande etwa lerntheoretische und verhaltenstherapeutische Vorstellungen beachtet werden, die doch eher wissenschaftlichen Maßstäben genügen. Fortschritte in der Zusammenarbeit sind nur möglich, wenn die Theologie pluralistischer als bisher den Austausch mit verschiedenen Richtungen (und Experten) der Psychologie sucht und auf gesicherte Aussagen pocht. Dann kann man sich zwar nicht mehr bei allen Fragen der Bibelauslegung, Lebenshilfe und Zivilisationskritik auf das Menschenbild „der“ Psychologie berufen, sondern muß sich im Wissen um deren Pluralität und Lückenhaftigkeit bescheiden. Dafür gewinnt man aber an Verlässlichkeit. Zu wünschen ist nicht weniger, sondern bessere Psychologie.

Bernhard Grom SJ